

IM SPIEGEL DER ZEIT

10 Jahre „Geistliche Schriftlesung“

Im Jahre 1962 begann nach längeren Vorüberlegungen und Verhandlungen die Reihe „Geistliche Schriftlesung. Erläuterungen zum Neuen Testament für die geistliche Lesung“ zu erscheinen. Ausgangspunkt der vorbereitenden Überlegungen war, unseren Gemeinden und dem einzelnen, besonders in unserem Raum, Hilfen für ein Leben aus dem Wort der Schrift zu geben. Da die eigenen Kräfte dafür nicht zureichten, sollte ein breiter Mitarbeiterkreis aus dem deutschen Sprachraum gewonnen werden. Die erste Umfrage unter den Exegeten hatte ein erfreuliches Echo. Fast alle neutestamentlichen Schriften konnten schon in diesem ersten Akt verteilt werden.

Nun liegt das Werk fast abgeschlossen vor. Eine Besinnung auf den Ausgangspunkt und die Anlage der Reihe ist aus dem zeitlichen Abstand und nach den bewegten letzten Jahren reizvoll. Gerechtfertigt aber dürften diese Überlegungen erst dadurch werden, daß man nochmals neu nach der Sache einer „geistlichen Schriftlesung“ fragt und kritisch Rückschau hält, wieweit diese „Sache“ vorangefragt, ja überhaupt recht erkannt und angegangen worden ist.

Hier können nur einige Notizen dazu gegeben werden, die das weitere Nachdenken anregen sollen.

Die äußere Anlage der Reihe

Jedes Buch des Neuen Testaments sollte in einem eigenen Bändchen erscheinen und damit die Eigenständigkeit und das Gewicht jeder Schrift schon äußerlich zum Ausdruck bringen. Eine Ausnahme davon wurde nur für Kol/Phm gemacht, die in der Patmos-Ausgabe zusammen gebunden wurden. Für die umfangreichen Schriften waren je zwei Bände vorgesehen. Damit wurde den Autoren genügend Spielraum, auch zu längeren Ausführungen, eingeräumt. Der breite Raum erlaubt weit mehr Aufmerksamkeit auf die einzelnen Perikopen, Logien, Begriffe als in den meisten vergleichbaren Einzelveröffentlichungen (wie Gutzwillers Erläuterungen zu Mt und Jo) und Reihen (wie Schlatters berühmte „Erläuterungen“, der „Bibelhilfe für die Gemeinde“ u. ä.).

Jeder Band war nach dem Schema: Einführung – Übersicht – Erläuterung – Anmerkungen zu gliedern. Die „Einführung“ war nicht als „Einleitung“ im üblichen Sinn gedacht, sondern als erster Hinweis auf die theologischen Hauptlinien der betreffenden Schrift. Die „Übersicht“ sollte bereits vorbereitend in den Gedankengang einführen. Es wurde gewünscht, den Schrifttext in möglichst kleine Sinnabschnitte zu zerlegen, um „Meditationseinheiten“ zu gewinnen, wie sie „für

die geistliche Erwägung ratsam“ erscheinen. Das erwies sich etwa bei den Synoptikern als vorteilhaft, hatte bei den größeren Paulusbriefen auch Nachteile.

Die Intention der Herausgeber und der Anspruch an den Kommentator kommen in der Bitte zum Ausdruck, eine eigene Übersetzung anzufertigen. Der Schrifttext sollte die Führung haben und auch im Schriftbild (kursiv) hervorgehoben werden. Was als Hilfe zum Verständnis des Schriftwortes geboten wird, heißt absichtlich bescheiden „Erläuterung“ und nicht „Erklärung“ oder „Auslegung“. Das Schriftwort kann man nicht im eigentlichen Sinn „erklären“. Es steht immer vor und über dem Ausleger und Leser. Manche Bände gewinnen bereits durch die Übersetzung eigenes Profil, wie 1 Petr (B. Schwank) und Hebr (F. J. Schierse). Die Übersetzung des Hebräerbrießes ist vielleicht die markanteste, wohl auch die umstrittenste der ganzen Reihe. F. Stier urteilte „in IZBG Bd. XIV, 1968) recht positiv: „Die Übersetzung des Textes, streng und schlicht, treu bis hinein in die Gestalt dem Satzbau des Originals sich schmiegend – ein Stück biblischer Prosa, das seinen Meister gefunden hat. Gerade in dieser Treue zum Fremden empfängt dieser Text eine eigentümliche Kraft und sprachliche Wahrhaftigkeit.“

Die Sprache sollte schlicht und breiten Kreisen der Gemeinden verständlich sein. Fremdwörter, besonders exegetische Fachausdrücke, sollten möglichst vermieden werden. Es wurde mir in den letzten Jahren immer stärker bewußt, wie sehr sich die theologische Literatur „für breite Kreise“ oder die „gebildeten Laien“ einer komplizierten und abstrakten Intellektuellen-Sprache angeglichen und den Kontakt zu den breiten Schichten unserer Gemeinden (womit keineswegs die sogenannten „schlichten Leute“ oder „Kopftuchchristen“ gemeint sind) verloren hat. Wo sind die Schriftsteller, die aus fundiertem theologischem Wissen und eigener Erfahrung einfach, warm und bewegend zum Verstand *und* zum Herzen zu reden vermögen, wie ein Michael Sailer, Alban Stolz oder Anton Heinzen, ohne banal oder salbaderisch-pastoral zu wirken? Hier wirkt sich wohl auch eine gewisse Scheu davor, ein typisch deutsches „wissenschaftliches Ethos“ nicht zu verletzen, aus. Haben aber nicht immer tüchtige Theologen ihre Wissenschaft als Dienst am Glauben und an der (konkreten!) Kirche in der Predigt und Katechese und in der Vermittlung an die Prediger und Gemeinden gesehen, manchmal ihre tiefsten Gedanken gerade in diesem Dienst entwickelt? – Daß sich zum größten Teil Fachexegeten an der „Geistlichen Schriftlesung“ beteiligten, wurde häufig anerkennend geäußert. Vielleicht ist es doch zu einem gewissen Grad gelungen, die Kluft zwischen (exegetischer) Wissenschaft und dem Leben der Gemeinden zu überbrücken?

Die „Geistliche Schriftlesung“ traf auf ein Bedürfnis

Gegenüber anfänglicher Zurückhaltung bis Skepsis erwies sich die Reihe, vor allem auch in der Bundesrepublik, als ein verlegerischer Erfolg. Die nur knapp angesetzten Auflagen der ersten beiden Bände waren nach drei Monaten vergriffen. Bald wurde die Erstauflage der nachfolgenden Bände erheblich heraufgesetzt, Nachauflagen folgten außerdem in den meisten Fällen. Bald meldete sich

das Interesse anderer westlicher Verleger für Übersetzungen, eine italienische Ausgabe ging voran, eine spanische, portugiesische, englisch-amerikanische und eine französische folgten nach. So zeigte sich auch vom verlegerischen „Erfolg“ her, was den Initiatoren vor Augen stand, daß auf diesem Gebiet eine Lücke und ein Bedürfnis bestanden.

Soweit sich das in Empfehlungen und Rezensionen niederschlug, fanden der Plan und die ersten Bände eine freundliche, teilweise begeisterte Aufnahme. Zwischen den üblichen „Kommentaren“, die vorerst den wissenschaftlichen Fragen zugewandt sind, und mancher „Erbauungsliteratur“, die nicht genügend exegetisch fundiert und streng in der „Anwendung“ ist, gab es kein Erläuterungswerk zum ganzen Neuen Testament, das die Zuverlässigkeit der ersten und die Intention der zweiten Gruppe miteinander verband. In diese Lücke sollte die „Geistliche Schriftlesung“ gestellt werden. Über den hohen Anspruch an die Kunst und den Takt des Auslegers waren sich alle im klaren, auch darüber, daß dieser Anspruch je nach der Individualität des Autors, seiner besonderen Schweise und Begabung, seiner Art der Darstellung verschieden erfüllt werden konnte. Rezessenten, die sich selbst lange Zeit gerade um diese Weise der Erschließung der Schrift gemüht haben, respektierten diesen Anspruch und die Variationsbreite, die sich bei Beteiligung vieler Mitarbeiter ergeben mußte. So schrieb H. Kahlefeld (in: Religion und Theologie, Düsseldorf, Herbst 1962): „Es gibt von ‚trockenen‘ Schriftauslegungen eine ganze Zahl und übergenug an ‚erbaulichen‘, die den Text selber nicht zum Reden bringen. In diesen Bänden ist es wissenschaftlich arbeitenden Exegeten gelungen, jene Mitte zu treffen, wo die mühseligen, aber unumgänglichen Untersuchungen philologisch-historischer und bibeltheologischer Fragen im Hintergrund bleiben, ihre Ergebnisse aber wirksam werden. Vollends die Anleitung zum meditativen Umgang mit der Schrift setzt eine Meisterschaft und Reife des Auslegers voraus, die nicht leicht zu erlangen ist. Es scheint, daß unserer Generation etwas möglich wird, was ihre verehrten Lehrer nur erst vorbereiten konnten.“ Oder etwas später F. Stier in einer Besprechung von F. J. Schierses Auslegung des Hebräerbrieves: „Von Band zu Band dieser Reihe fragt man sich, was ihre Autoren unter Meditation oder ‚Geistlicher Lesung‘ verstehen. Schiere horcht in die geistliche Welt dieses Briefes hinein, überläßt ihm zunächst das Sagen und Fragen, um sich dann selbst aus der eigenen Welt fragend an den Brief zu wenden. Es ist ihm, wie es scheint, darum zu tun, zwischen Leser und Brief ein Gespräch zu stiften. Vielleicht ist durch solche Bescheidung für die geistliche Schriftlesung Größeres gewollt und gelungen als durch pseudospirituelle Paraphrase und applikative Handgreiflichkeiten.“

Allgemein anerkannt wurde, daß sich die Autoren darum bemüht hätten, einen im guten Sinn des Wortes „erbaulichen“, auch den einfachen, das heißt wissenschaftlich nicht vorgebildeten Leser ansprechenden Stil zu finden. „In den Bänden der Geistlichen Schriftlesung scheint uns ein echter Ton wahrhaft erbaulicher Auslegung gefunden zu sein“ (K. H. Schelkle, in: Tübinger Theologische Quartalschrift 1962, S. 482). Wer kritisch die vorliegenden Bände durchschaut, wird bemerken, daß manche von ihnen stärker in der Richtung eines „Kommentars“, andere wiederum mehr auf das schlichte Sagen der „Sache“ des Schrift-

wortes ausgerichtet sind. Das scheint auch mit der Frage zusammenzuhängen, auf die wir noch eingehen müssen, was eigentlich „geistliche Schriftlesung“ sei. Doch sind wir zunächst an eine weitere Frage gestoßen.

Die theologischen und hermeneutischen Grundlagen

Das Ziel der Reihe, das Schriftwort für das hörende, im Gebet und im täglichen Tun antwortende Leben des Christen zu öffnen, kommt zunächst in dem beigelegten vierseitigen Wegweiser und in etlichen Einzelanweisungen der „Mitarbeiter-Richtlinien“ zum Ausdruck. Diese Richtlinien sind in mehreren Gesprächsgängen zwischen den Herausgebern und Verlagen über ein Jahr hindurch erörtert und schließlich festgelegt worden. Manches daraus wurde schon genannt. Jetzt soll ausführlicher zitiert und bedacht werden, was diese vor gut zehn Jahren konzipierten „Richtlinien“ zur theologischen Eigenart, damit auch zur hermeneutischen Grundlage, enthalten. Der theologische „Ort“ des Erläuterungswerkes sollte so bestimmt werden, daß das Spezifikum positiv genannt und auch die Abgrenzung gegenüber anderen Erläuterungswerken (und damit die Berechtigung einer neuen Reihe) deutlich wurde. Dieses Ziel wurde in einer dreistufigen Besinnung zum Ausdruck gebracht:

1. „Die erste Bemühung der Kommentierung muß auf ein *apostolisches Verständnis* der Schriftaussagen zielen; d. h.: der Text ist immer als ein Apostelwort (verfaßt von einem Apostel oder einem Apostelschüler) an apostolische Gemeinden zu deuten. Das verlangt ein Verständnis im Literalsinn nach historischen und formkritischen Gesichtspunkten. Hinter dieser Schätzung des Geschichtlichen und Traditionsgeschichtlichen steht nicht ein historizistisches Interesse, sondern das theologische Urteil, daß das apostolische Kerygma und der Typos der apostolischen Lehre und des apostolischen Lebens für alle Zeiten für die Kirche exemplarische Bedeutung hat. Es soll also bei allen Erläuterungen deutlich gemacht werden, (1.) in welche geschichtliche Situation hinein der Text spricht und (2.) welche Antwort er auf die Fragen jener Situation geben will. Dabei ist die geschichtliche Situation der Anfangszeit und das apostolische Wort in dieser Situation aber so darzustellen und herauszuarbeiten, daß das Apostelwort auch in die heutige kirchliche Situation hinein spricht und in der Gegenwart für den Leser bedeutsam wird. Situationsschilderung und Texterklärung ist demnach so zu gehen, daß dem Leser unschwer seine gleiche oder doch analoge Situation zum Bewußtsein kommt und die apostolische Antwort ihn auch in seiner heutigen Situation wirklich trifft. Erste Aufgabe des Kommentators ist es also, die apostolische Aussage zu ‚entbergen‘ (Schlier) und ins aktuelle Bewußtsein der Gegenwartskirche zu heben. Dabei kann es aber nun nicht Aufgabe des Kommentators sein, die heutigen analogen Situationen des Lesers breit aufzudecken und das in eine andere Situation hineingesprochene Apostelwort auf die Gegenwartssituation zu applizieren. Diese wichtige Arbeit einer ‚praktischen Schriftlesung‘ muß der gemeinsamen Überlegung eines Schriftkreises und der Eigenarbeit des privaten Lesers überlassen bleiben. Wohl aber soll die damalige Situation und das

damalige Wort so „durchsichtig“ auf die Gegenwart hin geschildert werden, daß dem Leser die eigene Applikationsarbeit nahegelegt und leicht gemacht ist, weil der aktuelle Gegenwartsbezug der damaligen Situation und Aussage aufleuchtet.“

Die Hauptgedanken sind nach diesem Text: (1.) Führender Gesichtspunkt der Auslegung ist das „apostolische Verständnis“ der Schriftaussagen. Ihm sind die exegesischen Regeln der historisch-kritischen Methodik zu- und untergeordnet. Apostolisches Verständnis heißt damit auch „kirchliches Verständnis“. (2.) Das Spezifikum des apostolisch-kirchlichen Verständnisses wird darin gesehen, daß das apostolische Kerygma für die Lehre und das Leben der Kirche normativ ist.

Beide Voraussetzungen enthalten theologisch gültige Aussagen. In den letzten Jahren wird jedoch in zunehmendem Maß, und zwar von evangelischer und katholischer Seite, kritisch gefragt, was das im Einzelfall praktisch bedeutet und wie die Schwierigkeiten zu lösen sind, die sich aus den historischen Tatbeständen und aus dem Verhältnis zwischen „Schrift und Kirche“ ergeben. Es stellen sich die historischen und systematischen Fragen zum Begriff des ntl. Apostolats bzw. „des Apostolischen“ ein. Für den zweiten Themenkreis sind vor allem jene Fragen in eine neue Phase der Diskussion getreten, die mit den Stichworten „Kanon im Kanon“, „Mitte der Schrift“, „Evangelium im Evangelium“, „Sachkritik“ im Neuen Testament, verbunden sind, und die zur Bewertung des Kanons und zum theologischen Ort des „historischen Jesus“, seines Wortes und seines Geschicks gestellt werden.

Dieser erste Gesichtspunkt der „Richtlinien“ ist wohl – unbeschadet heute nötiger und möglicher Differenzierungen – für jede Auslegung der Schrift, nicht nur für eine „geistliche Schriftlesung“, gültig. An dieser Stelle dürfte das Spezifikum des Werkes nicht zum Vorschein kommen. Auch ein wissenschaftlicher Kommentar muß diesem Ziel, ein „apostolisches Verständnis“ im historischen und normativen Sinn zu erheben, irgendwie verpflichtet sein, wenn er nicht philologisch, historisch, religionsgeschichtlich oder erbaulich allein vorgehen will. Aber die nähere Umschreibung dieses Ziels in den „Richtlinien“ dürfte heute vielleicht als zu eng angelegt empfunden werden, um die vielfältigen Fragen einzufangen, die die Texte uns aufgeben. Das wurde zum Teil auch in den Rezensionen bemerkt. Es kann sich darin äußern, daß typische Einleitungsfragen, wie die nach dem Verfasser, dem Entstehungsort, dem Adressaten usw., nicht gestellt oder als unwichtig für eine „geistliche Schriftlesung“ erklärt werden. Nun ist aber keine Frage, daß die Erschließung der Aussage auch von der Beurteilung solcher Fragen abhängig ist und je verschieden ausfallen kann. Es kann sich ferner darin äußern, daß historische und kritische, vor allem traditionsgeschichtliche Fragen ausgeklammert werden, weil man eben nur das „apostolische Verständnis“, das heißt etwa bei den Evangelien die Aussage der letzten Phase im Traditionssprozeß, die der „Redaktion“, zur Sprache bringen will. Es kann der Eindruck entstehen, als gäbe es diese kritischen Fragen nicht oder als seien sie auch für das „apostolische Verständnis“ nicht relevant. Dies kann man aber kaum in einer Situation durchhalten, in der jene Menschen, die hier angesprochen und zum geistlichen Bedenken des Schriftwortes geführt werden sollen, gerade solche Fragen oft vordergründig und daher auch für das angesteuerte Ziel als blockierend empfinden. Ich

denke etwa an Fragen um die Wunder Jesu, die Kindheitsgeschichten und die Auferstehungsgeschichten. Die exegetischen Methoden (Literar-, Form-, Redaktions- und Sachkritik), die vorausgesetzt, aber nicht im einzelnen expliziert werden sollen, haben jeweils auch einen Bezug zur Aussage der Schrift, ja helfen auf ihre Weise mit, das „apostolische Verständnis“ im Prozeß der geschichtlichen Ausformung, das Werden der einzelnen Gestaltungen des Kerygma, auch die Gefährdungen (z. B. durch judenchristliche Verengungen) und Unterschiede für uns zu erschließen. Insofern ist vielleicht der auferlegte Verzicht und die scharfe methodische Abgrenzung auch mit Verlusten für das Verständnis verbunden. In dieser Beziehung ergibt sich innerhalb der Bände allerdings auch eine gewisse Breite der Variation (vgl. etwa Schnackenburgs Erläuterungen zu Mk.).

2. Nun haben die „Richtlinien“ noch mehr im Sinn gehabt und zwei weitere Stufen im Prozeß des Verstehens genannt: ein innerer Kontakt zur Sache, zu einem Sachverständnis, und schließlich die Führung zum eigentlichen Ziel, dem Heilsverständnis, seien zu vermitteln. Zum ersten wird folgendes gesagt: „Da jede Aussage einen Sachverhalt meint, kann eine historische und philologische Herausarbeitung des apostolischen Aussagegehaltes noch nicht zu einem inneren Verstehen führen, wenn nicht ein *Sachverständnis* erreicht wird. Denn ein theologisch-geistliches Verständnis der Textaussagen ist erst dann erreicht, wenn ein innerer Kontakt zu der Sache gewonnen ist, über die der apostolische Text Aussagen machen will. Der Erklärer muß also den in den Schriftaussagen intendierten Sachverhalt zum Leuchten bringen können. Obgleich das immer abhängig sein wird von dem sachlichen Vorverständnis, das der Erklärer (vor allem aus der kirchlichen Lehre) schon mitbringt, so muß er sich doch hüten, eigene Meditationen oder kirchliche Lehren über die gemeinte Sache zu entwickeln, welche der apostolische Text an der auszulegenden Stelle nicht beibringt. Bei dieser Zucht möge deutlich werden, daß nicht nur das wichtig ist, was der Text sagt, sondern, daß es häufig auch von Bedeutung ist, daß er über den betreffenden Sachverhalt nichts anderes und nicht mehr sagt. Und der Leser soll wissen, daß gerade das Gesagte – auch wenn es zunächst gegenüber der entfalteten kirchlichen Lehre und dem eigenen Sachwissen ‚wenig‘ zu sein scheint – das eigene Denken und Meditieren in eine Richtung führen kann, die Neuland entdecken läßt.“

Diese Regel ist vor allem in ihrem negativen Gehalt bedeutsam: Der Erläuterungstext soll nicht mit Wissen oder Stoff belastet werden, der sich nicht unmittelbar so aus dem Schrifttext ergibt. Positiv ist aber das Ziel aufgezeigt, aus einem eigenen inneren Kontakt zur ausgesagten Sache andere in diesen Kontakt zu bringen. Hier trifft man auf ein tieferes Fundament als auf das, was dem Wort nach als „geistliche Schriftlesung“ deklariert wurde. Es soll über das „Vorverständnis“, das den Sachkontakt überhaupt ermöglicht, hinaus doch aus eigenem Erfahren im Umgang mit den Texten, aus der Betroffenheit von der Wirklichkeit, die uns die Schrift vermittelt, heraus gesprochen werden. Und das alles in exegetischer Zucht und Verantwortlichkeit! Ist das als eine „Mitarbeiter-Richtlinie“ überhaupt zu fordern? Kann es nicht höchstens als Gabe und Frucht erhofft und erwartet und dann im Glückfall so angenommen werden? Macht uns nicht u. U. ein Text von Augustinus, auch wenn er nicht strengen Regeln methodischer Exegese entspricht,

mehr betroffen als ein methodisch sauber gearbeiteter, aber vielleicht kühler Erläuterungstext? Sicher wird ein aufmerksam hinhörender Benutzer der Bände an manchen Stellen solches Reden aus eigener Betroffenheit finden und selbst davon berührt werden. Aber kann man anderseits nicht auch jene Verfasser verstehen, die sich sehr zurückhalten, nur da und dort einen aktuellen Tupfer setzen und sich aus Redlichkeit lieber hinter einer distanzierenden Redeweise wie „Paulus sagt...“ oder „der Verfasser meint...“ oder „die Urkirche hat das so und so verstanden...“ verstecken, als zu unvermittelt aus dem Eigenen heraus zu sprechen? Ein „Kommentar“ im geläufigen Sinn hat den Vorteil relativier Objektivität, da er die Sachverhalte aus einer gewissen Distanz des Auslegers und mit dem neutralen Instrumentarium historisch-kritischer Exegese darzustellen versucht.

Neben den subjektiven Anspruch tritt vor allem auch die Frage, was denn dieses „Sachverständnis“ im Einzelfall beinhaltet. Das kann doch wohl nur gewonnen werden, wenn der Ausleger auch aus der heutigen Situation und Erfahrung heraus zu verstehen und zu sagen imstande ist, was die Rede Jesu vom „Reich Gottes“ und die Rede des Paulus von der „Gerechtigkeit Gottes“ u. s. w. meint. Nimmt man diese Auslegungsregel ganz ernst, müßte dann nicht radikaler danach gefragt werden, wie die – historisch exakt zu erhellende, aber eben geschichtlich bedingte und für uns unverständliche – Rede vom „Reich Gottes“ in ihrem sachlichen Gehalt heute aufgeschlossen und sprachlich neu gefaßt werden kann?

Hier wird, und darauf wollte ich vor allem hinweisen, ein weiterer Grund dafür sichtbar, daß es gar nicht so leicht zu sein scheint, exakt zu bestimmen, welcher „literarischen Gattung“ eine solche geistliche Schriftlesung zugehört und daß die Unterschiede in der Durchführung der einzelnen Bände auch in dieser methodischen Frage begründet sind.

3. Noch etwas kritischer wird es, wenn der dritte Gesichtspunkt bedacht wird, den die Richtlinien nennen. „Der Erklärer möge nie das letzte Ziel aus dem Auge lassen, seinen Leser zu einem *Heilsverständnis* zu führen. Das Schriftwort will immer als ein Wort ‚pro me‘ ausgelegt werden. Das Materialprinzip der Schrift ist ‚das Heil in Christus‘. Alle Schriftaussagen wollen daher in ihrer Heilsbedeutung für den Leser zum Klingen gebracht werden. Dabei darf aber (gegenüber modernen existentialen Vereinsetzungen) nicht vergessen werden, daß das apostolische Kerygma immer das volle eschatologische Heil im Auge hat. Dieses ist aber das gemeinsame Heil der Heilsgemeinde in einer neuen Leiblichkeit in der neuen Welt Gottes (und nicht nur die ‚Rechtfertigung des Sünders aus dem Glauben‘ oder die ‚Eigentlichkeit‘ individueller Existenz). Es gibt aber keine Verkündigung des vollen eschatologischen Heils, ohne daß auch Aussagen gemacht werden über Wirklichkeiten und Sachverhalte, über heilsgeschichtliche Veranstaltungen Gottes, weil ja Gottes Offenbarung nicht nur Ereignis ist, sondern ein Geschehen, in dem sich eschatologisch-jenseitige Wirklichkeit entbirgt. So sehr das heute betont werden muß, so sehr bleibt es dabei aber doch auch wahr, daß Gottes Offenbarungshandeln immer Heilsvermittlung sein will und die Schrift Zeugnis geben will von dieser Heilsveranstaltung Gottes. Der Kommentator soll das Vertrauen haben, daß seine Erklärung genügend zur Meditation einlädt, wenn er die Heilsaussagen des Textes deutlich gemacht hat. Darüber hinaus hat er nicht die

Aufgabe, seine Erläuterungen in ‚Betrachtungspunkte‘ umzugießen oder ‚Lebenswerte‘ herauszustellen.“

Hier wird mit Recht eine eng geführte existentielle Auslegung abgewiesen, so sehr ihr Kern festgehalten ist. Aus dem übergreifenden Gesichtspunkt des „gemeinsamen Heils der Heilsgemeinde in einer neuen Leiblichkeit in der neuen Welt Gottes“ ergibt sich vielleicht aber doch eine gewisse Konkurrenz zu dem „pro me“, das im Ansatz des Entwurfs dieser „Geistlichen Schriftlesung“ steckt. Die Erschließung des Schriftwortes für das eigene Leben, für das meditative An-eignen und applizierende Tun ist auf den einzelnen, auf seinen Umgang mit dem Wort, auf das „stille Kämmerlein“, auf die private Schriftlesung zugeschnitten. In dieser Hinsicht hat das Werk vermutlich die meisten Benutzer gefunden. Ich denke vor allem an Theologen, Ordensleute, Seelsorgehelferinnen und andere Mitarbeiter im kirchlichen Dienst, aber auch viele Weltchristen, die nach persönlicher Vertiefung ihres Glaubenslebens suchen.

Kann man aber mit diesem Ziel den weitgespannten Horizont wirklich redlich verbinden, in dem die Aussage vom Heilshandeln Gottes am Menschen und an der Welt steht? Ist die individuell-religiöse Engführung unserer Erziehung und weit-hin noch Verwirklichung des Glaubens nicht eher bestätigt als aufgebrochen? Und ist in der Aussage vom Heilshandeln Gottes eine ekklesiologische Engführung unserer traditionellen, vor allem einer konfessionell geprägten Ekklesiologie wirk-lich geöffnet worden, wenn vom „Heil der *Heilsgemeinde*“ gesprochen wird? Nach dem Vaticanum II. zeigt sich, daß hier die Akzente wohl neu gesetzt und die auf-gebrochenen Fragen nach dem Zeugnis des Christen und dem Auftrag der Kirche „in der Welt“ neu bedacht werden müssen. So sehr wohl erhalten bleiben muß, daß der Glaube in einer persönlichen Berufung und Annahme gründet, so sehr ist doch die Frage nach den Prioritäten zu stellen. Ist gläubige Existenz zuerst die persönliche Verwirklichung der Berufung je einzelner durch Gott, die sich dann auch „gesellschaftlich“ auswirkt? Oder sind der einzelne und seine Antwort des Glaubens nicht von vornherein in einem von Gott ausgehenden Geschehen, in einem universalen Zusammenhang zu verstehen? Von dieser Fragestellung aus werden die, wenn auch oft sparsam gegebenen praktischen Hinweise („für mein Leben“) etwas problematisch. Manche Ausleger allerdings haben sich strenger daran gehalten, die Aussage, die von Gott und seinem Wirken gemacht wird, „objektiv“ hinzustellen und nur sparsam transparent zu machen. Man vergleiche etwa das Vorwort, das K. H. Schelkle zu 2 Kor geschrieben und das einen Rezensenten zu folgender Bemerkung veranlaßt hat: „Der Tübinger Neutestamentler Karl Hermann Schelkle, der als Mitherausgeber der Reihe ‚Geistliche Schrift-lesung‘ nun seine Erläuterungen für die geistliche Lesung des zweiten Korinther-briefes vorgelegt hat, entschuldigt sich dafür, daß sein Band vielleicht zu sehr die Art eines Kommentars angenommen habe, unter Berufung auf ein Wort des be-rühmten Textkritikers F. J. A. Hort: ‚Von der Bibel gilt es ganz besonders, daß, was zum Verstehen hilft, am Ende auch unserem Beten und Arbeiten zugute kommt.‘ Der Leser von Schelkles Auslegung wird diese Maxime bestätigt finden; ohne die gediegene sachliche Erhellung der schwierigen Texte ließe sich auch ihre geistliche Botschaft nicht erschließen. Diese kann ja nicht im Absprung vom Text

erhascht werden, sondern nur in diesem selbst gefunden werden. Schelkles zuchtvolle, sachliche, aber nie trockene Auslegung bewährt sich gerade beim persönlichsten und leidenschaftlichsten Brief Pauli.“

Viele Leser werden von diesen Hintergründen und der angedeuteten Problematik nicht allzuviel empfunden haben, da sie die „Mitarbeiter-Richtlinien“ nicht kennen und mit der hermeneutischen Problematik nicht vertraut sind. Doch sollte ein solcher Rückblick zum Anlaß dafür werden, über die Ziele und Grundlagen des Erläuterungswerkes in einer schon beträchtlich gewandelten Situation zu reflektieren.

Wenn ich recht vermute, gibt es keine eigene „literarische Gattung“, die als „geistliche“ Schriftlesung deklariert werden könnte und einen besonderen Auslegungstyp markierte. Die Verschiedenheit kommt vielleicht nur dadurch zustande, daß verschiedene Leserschichten angesprochen werden. Muß nicht jede *sachgemäß*, das heißt dem Wort gegenüber „gehorsame“ und aus der Gemeinschaft der Glaubenden heraus geschehende Erläuterung des Schrifttextes, auch in einem „wissenschaftlichen Kommentar“, von der Kanonizität und „Apostolizität“, von einem kirchlichen Vorverständnis von der Sache und dem bezeugten Heil Gottes ausgehen? Gewiß schleppen viele Kommentare historischen und literarkritischen Ballast mit, der zur Erschließung der *Aussage* nicht unbedingt notwendig ist. Vieles davon gehörte besser in Monographien. Das Zeitalter des Historismus, das in den imponierenden Kompendien historisch-kritischer Kommentare Gestalt gewonnen hat, dürfte auch in der Exegese zu Ende gehen. Könnte man, wenn das richtig gesehen ist, nicht den Spieß umdrehen und sagen: Mit dem Programm einer „geistlichen Schriftlesung“ wurde nicht versucht, von den Höhenpfaden wissenschaftlicher Exegese in die Niederungen praktischen Schriftgebrauchs herabzusteigen, sondern – wenn auch schüchtern und vorläufig – ein Weg beschritten, auf dem man in der Auslegung der Schrift überhaupt weitergehen sollte? Ein Mitbruder sagte mir vor einiger Zeit ein Wort, das mich weiter beschäftigt: „Ich komme von dem Gedanken nicht los, daß Jesus so gesprochen hat, daß ihn alle, und gerade die ‚kleinen Leute‘ verstanden. Warum ist das bei uns nicht so?“

Vielleicht führen diese „Notizen“ einen Schritt in der Erkenntnis darüber weiter, was die Schrift uns heute zu geben vermag. Es gibt Anzeichen dafür, daß das „Interesse“ an der Schrift des Alten und Neuen Testaments, das Jahre hindurch eine Hochkonjunktur anzeigen, rapide zurückgeht. Den Ursachen dieses Vorgangs nachzuforschen, wäre wohl wichtig und lohnend. Ich könnte mir denken, daß ein spezifisch biblisches (oder vielleicht biblizistisches?) Interesse wohl zurückgeht, aber keineswegs das Interesse an der „Sache“ der Heiligen Schrift. Vielleicht müssen wir uns in einem neuen Ansatz und mit einer zuchtvolleren, sparsameren Sprache darum mühen, diese Sache auszusagen?

Unter dieser Rücksicht könnte schon der Titel „geistliche“ Schriftlesung fragwürdig erscheinen, da er an eine Spezialität, nicht aber an das eine und immer gleiche Ziel der Schrift denken läßt: daß sich uns Gott in ihr bezeugt und unüberholbar zu allen, auch den Menschen von heute und morgen, reden will.